

Bernd Storz
quadratisch
käuflich
tot

Über dieses Buch

Während Francesca Molinari ihren Mann Andreas zur Ausstellungseröffnung in einer renommierten Stuttgarter Galerie begleitet, kommt in der Schokoladenfabrik Ritter Sport im beschaulichen süddeutschen Städtchen Waldenbuch unter mysteriösen Umständen ein bewährter Produktionsmitarbeiter ums Leben. Die Kriminalhauptkommissarin, die eben erst vom K1 der Polizeidirektion Reutlingen zum Landeskriminalamt in Stuttgart versetzt wurde, muss ihre erste nähere Begegnung mit der Welt der Kunst jäh beenden – und wird mit ihr bei ihren Ermittlungen mehr konfrontiert, als ihr lieb ist.

Nicht nur ist ein wertvolles Gemälde des italienischen Malers Antonio Calderara aus der Wohnung des Ermordeten verschwunden, der jede Mittagspause im Museum Ritter nebenan verbrachte und als ein Kunstbesessener gilt. Auch ein zweiter Fall im Zusammenhang mit der Entdeckung eines bisher unbekanntes Bildes von Piet Mondrian führt sie und ihren bewährten Kollegen Tomislav Özcan immer tiefer hinein in eine Parallelwelt, in der nicht nur das organisierte Verbrechen mehr Millionen verdient als mit Menschen-, Drogen- und Waffenhandel.

Und dann droht auch noch Francescas eher harmonisches Familienleben mit ihren Kindern Lisa, Silvio und Salvatore diesmal aus den Fugen zu geraten.

Nach „Mord im Outlet“ (Oertel + Spörer 2013) ist dies der zweite Fall für das beliebte Ermittlergespann mit der aus Kalabrien stammenden Kommissarin Francesca Molinari und ihrem türkisch-kroatisch-deutschen Kollegen Tomislav Özcan.



Bernd Storz lebt als Schriftsteller und Universitätsdozent für Drehbuch und Szenisches Erzählen in Reutlingen. Bisher sind von ihm fünf Kriminalromane erschienen, darüber hinaus TV-Drehbücher, Hörspiele, Bücher und Essays zur zeitgenössischen Kunst, Lyrik und Bücher zur Geschichte. Uraufführung des Theaterstücks „Ein Deal à la Hitchcock“ im September 2014 (Torturmtheater Sommerhausen).

Bernd Storz

quadratisch
käuflich
tot

Oertel + Spörer

Dieser Kriminalroman spielt an realen Schauplätzen.
Alle Personen und Handlungen sind frei erfunden.
Sollten sich dennoch Ähnlichkeiten mit lebenden oder
verstorbenen Personen ergeben, so sind diese rein zufällig
und nicht beabsichtigt.

© Oertel + Spörer Verlags-GmbH + Co. KG 2014
Postfach 16 42 · 72706 Reutlingen
Alle Rechte vorbehalten.

2. Auflage 2015

Titelbild: Bettina Mehmedbegović
Umschlaggestaltung: Oertel+Spörer Verlag,
Bettina Mehmedbegović
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: CPI books GmbH
Printed in Germany
ISBN 978-3-88627-364-5



Besuchen Sie unsere Homepage und informieren
Sie sich über unser vielfältiges Verlagsprogramm:
www.oertel-spoerer.de

Der Tag, an dem seine Tochter verschwand, begann mit einer geringfügigen Irritation, die Joachim Guhl ratlos machen sollte. Als wäre er noch nicht ratlos genug. Hätte er gewusst, in welche Situation Melinda geraten würde, hätte er alles beiseitegestellt, was ihn bedrängte, und versucht, das Heft des Handelns in die Hand zu nehmen und ihr auf irgendeine Art beizustehen. Aber Guhl war ahnungslos wie seine Tochter selbst.

Am späten Donnerstagvormittag – eine Nachbarin würde später bezeugen, dass es kurz nach 11 Uhr gewesen sein musste – war er nach einer qualvollen Nacht, in der er versucht hatte, seine Frau umzustimmen, in seine Wohnung zurückgekehrt. Noch immer war er aufgewühlt von stundenlangen, zermürenden, dann wieder hoffnungsvollen Gesprächen. Er hatte sich den Mittwoch und Donnerstagvormittag extra freigenommen, um zu reden und die Nacht ein letztes Mal mit ihr zu verbringen – in ihrer neuen Wohnung. Im Ergebnis waren seine Bemühungen dann aber doch vergeblich gewesen. Zumindest sah es im Moment so aus.

Er ignorierte zunächst das Bild an der Stirnwand seines Wohnzimmers, war es doch letztlich verantwortlich, sogar in hohem Maße, für den Scherbenhaufen, den er nach fünf- undzwanzigjähriger Ehe hinterlassen hatte.

Ein Calderara, il mare 1961, Öl auf Leinwand, 73x120 cm. Seit drei Jahren hing das Gemälde solo auf der weiß gekalkten Wand, ohne Schnickschnack darum herum. Das hatte er durchgesetzt. Aber wieviel Kraft hatte es ihn gekostet, seine Frau davon abzuhalten, links oder rechts davon noch

irgendetwas von ihrem Krimskrams dazuzuhängen. Auch über die Höhe der Hängung hatten sie sich gestritten. Ein Bild bedeutete für ihn ein körperhaftes Gegenüber. Seine Vorstellung orientierte sich an dem Bezug, den das Bild zu den Maßen seines Körpers herstellte. Eine imaginäre waagrechte Linie, die sich durch die Bildmitte zog, musste sich auf Brusthöhe befinden, sodass sein Blick mit leichtem Gefälle hinabschweben konnte.

Er ging schnell an seinem Bild vorbei direkt ins Schlafzimmer. Vielleicht auch, um dem Impuls zu begegnen, nach dem Steakmesser zu greifen, das noch von seiner gestrigen Mahlzeit auf dem Esstisch lag, die Klinge links oben in den kühlen Himmel einzustechen und dann mit der Schneide diagonal herunterzuratschen bis ins blassgrüne Meer.

Guhl warf seine Jacke über den Stuhl, streifte die Schuhe ab, entfaltete die Decke, die er am letzten Morgen ordentlich aufgeschüttelt und zusammengelegt hatte, und umfasste mit seinen Blicken einen Moment lang gedankenverloren die leere Hälfte des Ehebetts, wo nur noch die rohe Matratze lag. Er legte sich auf seine Seite. Nicht, um zu schlafen, sondern um auf das leere Weiß der Schrankwand zu starren.

Es mussten nun wohl sechsundzwanzig Jahre her sein, dass er il mare zum ersten Mal in einer Ausstellung begegnet war. Seine spätere Frau hatte ihn damals ins Alte Rathaus in Reutlingen geschleppt. Sie war von Anfang an der Meinung gewesen, er müsse sich bilden und könne mehr aus sich machen, als sein Leben lang als Betriebsschlosser zu arbeiten – ein Beruf, für den heute gar nicht mehr ausgebildet wurde...

200 000 war auf der Preisliste gestanden – D-Mark, wohlgemerkt. Kein Thema für seinen Geldbeutel, schon gar nicht für jemanden, für den – bis auf die Tatsache vielleicht, dass sein Vater in seiner Freizeit Landschaftsaquarelle gemalt hatte – Kunst ein leeres Blatt bedeutete. Bis zu jenem Tag.

Auch heute noch konnte er nicht in Worte fassen, worin diese Faszination bestanden hatte. Eine unsagbare Anziehungskraft war von dem Bild ausgegangen – ein Sog. Ein Sog, den die Farben in Gang setzten. Doch das allein konnte die Magie von *il mare* nicht begründen. Schließlich waren Gemälde meistens farbig ...

Vielleicht war sein Verhältnis zur Kunst einfach erblich bedingt, sagte er sich. Sein Vater war Malermeister gewesen und hatte seinem Hobby gefrönt, bis der Tod ihm den Pinsel aus der Hand nahm. Aber vielleicht verband er mit diesen stillen, pastellgrünen Farbflächen die Erinnerung, wie er als Fünfjähriger im Mittelmeer seine ersten Schwimmzüge erlernt hatte – das unfassbare Erlebnis, dass das salzige Wasser seinen Körper trug?

Damals, vor sechszwanzig Jahren, hatte er sich eingestehen müssen, dass er sich dieses Gemälde nie würde leisten können. Im Laufe der Jahre war seine Spur im Hintergrund seines Gedächtnisses verschwunden. Erst im neuen Jahrtausend war er im World Wide Web wieder auf seinen Calderara gestoßen. Den Namen der Galerie, die das Bild dem Reutlinger Kunstverein damals als Leihgabe zur Verfügung gestellt hatte, musste er jedoch unbewusst aufbewahrt haben. Irgendwie hatte er ihn gespeichert, denn beim Surfen war er ihm plötzlich wieder eingefallen. Nur dass sich dann herausgestellt hatte, dass *il mare* inzwischen von der Düsseldorfer Galerie in die Hände einer Stuttgarter Kunsthändlerin gewandert war, die das Bild schließlich für 200 000 Euro angeboten hatte. Euro. Das Doppelte.

Konnte man es als Besessenheit bezeichnen? Eine Besessenheit, die so weit ging, Haus und Hof und Weib und Kind zu versetzen, nur um ein einziges Bild zu erwerben? Gut, andere Leute leisteten sich Zweitwohnungen, Zweitwagen oder Luxusküchen. Aber konnte Kunst süchtig machen? Durfte der Blick auf ein Kunstwerk den Blick auf die eigene Frau verdrängen? Und warum war er nicht

selbst Künstler geworden? So wie Calderara, der sein Ingenieurstudium abgebrochen hatte, um sich den Rest seines Lebens um nichts anderes zu kümmern als um seine Malerei.

Antonio Calderara, geboren 1903 bei Mailand, gestorben in Vacciago am Lago d'Orta im Jahre 1978 – Joachim Guhl hatte die Lebensdaten im Kopf. Am Ortasee war der Maler nach und nach zur Abstraktion übergegangen, soviel er wusste. Ein offenbar Unbeirrbarer, im Geiste verwandt mit Piero della Francesca, Mondrian, Malewitsch, Albers. Eine Photographie, schwarz-weiß, die er aus einem Ausstellungskatalog kopiert und eingerahmt ans Kopfende seines Bettes gehängt hatte, wies Calderara im Alter von siebzig Jahren als einen bäuerlichen Charakterkopf aus mit kräftig sprießendem, unförmigem grauem Schnauzbart, ein Großvatertyp, der – so stellte er es sich vor – abends nach getaner Arbeit von seiner offenen, dem See zugewandten Galerie aus Pfeife rauchend die wechselnden Lichtstimmungen des Sees betrachtete. Niemand hätte hinter diesem Menschen einen Revolutionär der modernen Kunst vermutet, der einmal gesagt hatte: „Maß, Harmonie, Gleichgewicht, Licht, das alles ist ...“ Tempo – Spazio – Luce. Diese Worte wünschte sich Guhl als Inschrift auf seinem Grabstein. Vielleicht sollte er sie sich einmal aufschreiben und im Umschlag mit seinem Testament hinterlegen ...

Plötzlich schlug Guhl mit der flachen Linken auf die Matratze. Dann führte er die Hand zum Mund und schob die unteren Schneidezähne unter den Nagel seines Zeigefingers. Er durfte seiner Vorstellung mit dem Steakmesser nicht nachgeben. Dass sich das Bild Anfang des Jahres als Fälschung erwiesen hatte, war nicht dessen Schuld. Und wenn es auch eine Fälschung war, so war sie doch so meisterhaft, dass sie ebenso gut hätte von Calderaras Hand sein können. Gab das Bild nicht in jeder Hinsicht den Geist seines ursprünglichen Schöpfers wider, so gelun-

gen, dass selbst eine ausgewiesene Expertin, die einst über Calderara dissertierte, den Schwindel nicht durchschaut hatte? Warum sollte man sich den Genuss von seinem Wissen verderben lassen?

Auf der anderen Seite: Betrug war Betrug. Eine Kopie blieb eine Kopie. Eine Fälschung eine Fälschung, die die horrende Investition wertlos machte. Rein theoretisch – flog ihn ein perfider Gedanke an – könnte man die Fälschung ja weiterverkaufen. Sicher tummelten sich auf dem Kunstmarkt noch andere Leichtgläubige wie er. Aber die Kreise, die als Adressaten in Frage kamen, wussten natürlich inzwischen auch, dass selbst namhafte und ehemals vertrauenswürdige Kunsthistoriker und viel gefragte, hochgehandelte und hoch bezahlte Gutachter Echtheitszertifikate ausgestellt hatten für Gemälde, die sich bei materialtechnischen Untersuchungen als Fälschungen erwiesen.

Joachim Guhl kam sich vor wie ein Spieler, der am Roulette alles auf die Endziffern seines Geburtstags gesetzt und alles verloren hatte. Er atmete tief ein und legte die Hände flach auf den Bauch. Entspannen. Loslassen. Hatte seine Frau nicht tausendmal versucht, ihm ein Mehr an Gelassenheit beizubringen? Doch plötzlich schoss ihm eine Vorstellung ins Hirn, eine Vorstellung, die auf eine halbbewusste Wahrnehmung zurückging, als er vorhin an seinem Calderara vorbeigegangen war.

Er sprang auf, hastete ins Wohnzimmer, stellte sich vor das Bild und kniff die Augenbrauen zusammen. Keine Frage – seine Erinnerung hatte nicht getrogen. Das Bild hing schief. Links. Zu tief. Oder rechts, zu hoch. Vielleicht nur einen Zentimeter. Es drang ihm in diesem Augenblick ins Bewusstsein, dass er als Pedant bekannt war, dass seine Pedanterie so weit ging, in anderen Wohnungen Bilder gerade zu rücken. Dass er für diese Eigenschaft belächelt, von gut meinenden Bekannten als Zwängler bezeichnet wurde. Und seine Tochter hatte ihn mal an einem Geburtstag

sogar mit einem Sketsch von Lorient auf Youtube aufgezo- gen – Das Bild hängt schief –, in dem der Protagonist in einem Wartezimmer versucht, ein Bild gerade zu hängen, und damit eine Katastrophe einleitet.

Doch il mare – kein Zweifel! – hing nicht ganz gerade. Er versuchte, den Film in seinem Kopf zurückzuspulen. Um 17 Uhr 30 hatte er gestern seine Wohnung verlassen, da er sich um 18 Uhr mit seiner Frau treffen wollte. Wann hatte er sein Bild zum letzten Mal gesehen – bewusst be- trachtet? Gestern. Unmittelbar, bevor er den Flur betreten und sich seine Jacke vom Garderobenständer geschnappt hatte. Um sich zu sammeln, hatte er sich noch einmal vor das Gemälde gestellt und – diesem Bild im Stillen einen Vorwurf gemacht. Aber er hatte es nicht berührt.

Vorsichtig schob er den Kopf dicht an die Wand, hob das Gemälde mit der rechten Hand leicht an und stützte es seitlich mit der Linken, um einen Blick auf den Nagel zu erhaschen. Er hatte die Angewohnheit, seine Bilder direkt mit dem Rahmen auf zwei möglichst weit auseinanderlie- gende Stahlnägeln aufzusetzen und nicht die dafür ange- brachten Ösen zu benutzen, weil ihm diese Art der Hän- gung mehr Spielraum für Korrekturen ließ. Das Bild saß links, wie gehabt, mit dem Rahmen auf dem Nagel, also musste es rechts in der Öse hängen, anders war das Gefälle nicht zu erklären. Seine Prüfung auf der rechten Seite be- stätigte seine Vermutung.

Er zog die rechte Seite des Bildes aus der Verankerung und ließ den Rahmen einfach auf den Nagel gleiten. Damit wäre die Welt wieder in Ordnung gewesen, aber er konnte sich nicht vorstellen, dass er so nachlässig war, diesen Fehler nicht schon lange bemerkt zu haben. Im Gegenteil, er war sich sicher, dass das Bild gestern, als er die Wohnung verließ, noch auf beiden Nägeln mit dem Rahmen gehangen hatte.

Melinda war die Einzige, die einen Schlüssel zu seiner Wohnung besaß. Für den Notfall. Aber warum sollte seine

Tochter auf den Gedanken kommen, zwischen Mittwochnachmittag und Donnerstagvormittag seine Wohnung aufzusuchen – sie, die so selten einmal zu Besuch kam? Und dabei das Bild von seiner Stelle zu rücken? Vielleicht war sie versehentlich daran gestoßen und hatte es – sorgfältig wie sie war – wieder sauber aufhängen wollen und dabei einen Fehler gemacht. Dieses leichte Gefälle nahm vielleicht nur ein geschultes Auge wie das seine wahr.

Er ging zurück ins Schlafzimmer, um sein Handy aus der Jacke zu fummeln – doch er griff ins Leere. Er tastete seine Jeans ab – vergeblich. Hatte er es im Flur abgelegt, auf dem Wohnzimmertisch? Küche, Bad und Arbeitszimmer hatte er seit seiner Rückkehr noch gar nicht betreten. Er warf einen Blick aufs Bett – nichts. Unter den Kissen vielleicht?

Als er sämtliche Zimmer vergebens abgeklappert hatte, beschloss er, das Festnetz zu benützen, wählte die Nummer seiner Tochter, legte jedoch beim ersten Tonsignal wieder auf. Er kam sich plötzlich lächerlich vor. Was sollte er sagen? Ob sie in seiner Wohnung gewesen war? Dann würde sie sich nur wieder kontrolliert fühlen.

Aber il mare hing bis eben noch schief. Konnte es sein, dass ihm dieser eine Zentimeter Divergenz bisher einfach nicht aufgefallen war, weil er – innerlich zu sehr beschäftigt mit den Trennungsabsichten seiner Frau – nicht mehr so genau hingesehen hatte?

Schokolade?”, fragte Francesca, strich sich über die schwarzen, glatten Haare und prüfte den Sitz ihres kurzen Pferdeschwanzes.

Andreas antwortete mit einem spöttischen Lächeln.
„Ich dachte, du bist auf Diät?“

„Schokodiät!“ Mit einem lasziven Augenaufschlag grinste sie ihren Mann vom Beifahrersitz aus an, schob sich hemmungslos einen Riegel zwischen die Zähne und begann, genussvoll zu lutschen.

Der Volvo hatte die kugelförmigen Dellen, die der Hagel schlag im Juni des letzten Jahres auf seiner anthrazitfarbenen Karosserie hinterlassen hatte, offenbar locker weggesteckt. Jedenfalls ließ das wohlige Brummen des Motors darauf schließen, vermutete Andreas, stemmte die Hände gegen das Lenkrad, drückte seinen Rücken in den cremefarbenen Sitz und schwenkte auf die rechte Fahrspur, um einem Audi-Fahrer Platz zu machen, der mit 180 Stundenkilometern auf der Aichtalbrücke vielleicht noch seinen Flieger in Stuttgart-Echterdingen erreichen wollte.

„Ich weiß es wirklich zu schätzen, dass du mitkommst, so fast mitten in der Woche, und obwohl du mit Kunst ja nun wirklich nichts am Hut hast“, säuselte er und legte seine Hand auf das Knie seiner Frau, die ihm die Hand prompt wieder ans Lenkrad heftete. Im nächsten Moment schon spürte er die Berührung eines zärtlichen Fingers an seinen Lippen, dem ein würfelförmiges Stück folgte, das in seinen Mund geschoben wurde und dann, nachdem er mit einem ersten Biss die köstliche Schokoladenhülle geknackt hatte, sich seiner Zunge als eine cremige Offenbarung erwies.

Andreas schloss die Augen.

„Vorsicht!“, rief sie schrill. „Da staut sich’s!“

„Vanille-Mousse“, grunzte er.

„Ja, und obwohl du mir von deinem Künstlerfreund nie was erzählt hast...“, knüpfte Francesca an seine Bemerkung an.

„Entschuldige, Frau Hauptkommissarin!“

Andreas streckte beide Arme hoch. Francesca stieß einen spitzen Schrei aus. Wie konnte man bei 120 Stundenkilometern einfach die Hände vom Steuer nehmen?

Mit einer ausgreifenden, lässigen Bewegung – was hast du denn, es ist doch nichts passiert – fanden Andreas' Hände wieder zum Lenkrad zurück.

„Frist du irgendwelchen Frust in dich rein?“, fragte er.

Francesca knüllte die Schokoladenverpackung in die Seitenablage.

„Am Montag hatte ich meinen ersten Arbeitstag beim LKA. Oder schon wieder vergessen?“

„Ich sagte doch schon, Frau Molinari, ich weiß das zu schätzen, dass du trotzdem mitgekommen bist.“ Andreas lächelte sie an. „Aber waren die ersten Tage denn so schlimm?“

Francesca wandte den Blick ab. Interessierte es ihn wirklich? Durch das Seitenfenster sah sie auf die Ebene der Filder, endlose Felderreihen, auf denen im Herbst das berühmte Filderkraut geerntet werden würde. Nach ihrem letzten großen Fall in Metzingen, der wegen der Entlarvung der Aktivitäten der Chinamafia als Mord im Outlet für überregionale Schlagzeilen gesorgt hatte, war die Erste Kriminalhauptkommissarin beim K 1 der Polizeidirektion Reutlingen in diesem Jahr schließlich zum Landeskriminalamt Baden-Württemberg in Stuttgart versetzt worden. Oder sollte man sagen: berufen? Aber ihr Mann war nicht einmal auf die Idee gekommen, ihre Beförderung irgendwie zu feiern. Mit einem Gläschen Sekt wäre es ja schon getan gewesen.

„Organisierte Kriminalität. Die Abteilung wirkt gut aufgestellt“, erwiderte sie sehr leise.

„Und welcher Bereich?“

„Ist noch nicht entschieden. Aber die Kollegen sind alle sehr nett.“

„Und dass sie deinen Türken gleich mitbefördert haben ... Bleibt er denn an deiner Seite?“

„Du meinst Özi?“

„Wie heißt er eigentlich richtig?“

„Tomislav von seiner kroatischen Mutter und Özcan von seinem türkischen Vater. Ihm passt sein Spitzname Özi allerdings überhaupt nicht. Er lässt sich lieber mit Tommy anreden. Aber wenn er nicht da ist, sagen alle Özi.“

Francesca ließ ihren Blick über das Profil ihres Mannes gleiten. Ein vollbärtiger Oberstudienrat Ende dreißig – Deutsch und Geschichte – am Kepi, dem Johannes-Kepler-Gymnasium in Reutlingen, beurlaubt, Hausmann, der sich um ihre Kinder kümmerte: Lisa fünfzehn, Silvio zwölf, Salvatore fünf, fast sechs. Sie unterdrückte den Impuls, mit ihren zum Kamm gespreizten Fingern durch seine Mähne zu fahren.

„Eifersüchtig?“, fragte sie stattdessen.

Aus der Fassade seines Gesichts purzelte ein knappes Lächeln.

„Wie könnte ich dir deinen Türken nicht gönnen? Immerhin hat er dir das Leben gerettet.“

Francesca konnte es bis heute nicht nachvollziehen, wie das Gerücht, ihr Partner Tomislav Özcan habe mit einem finalen Rettungsschuss auf dem Metzinger Kelternplatz ihr Leben gerettet, in die Schlagzeilen geraten war. Aber einmal Schlagzeile immer Schlagzeile. Selbst ihr eigener Mann glaubte an die veröffentlichte Unwahrheit.

Außerdem war das auch so ein Punkt. Er hörte einfach nicht richtig zu.

„Ich sage das jetzt zum letzten Mal: Ich hatte Tomislav zu mir in die Mordkommission geholt, ein halbes Jahr vor dem Outlet-Fall. Ich brauche jemanden an meiner Seite, auf den ich mich absolut verlassen kann. Es ist rein beruflich.“

„Okay, okay... Wahrscheinlich steht er sowieso auf Türkinen...“

„Ja, vielleicht, keine Ahnung.“

„Du weißt eigentlich kaum was über ihn, stimmt's? Über sein Privatleben...“

„Er singt im deutsch-türkischen Chor, besucht VHS-

Kurse, zieht nach Dienstschluss aber auch gerne mal durch die Kneipen und er kennt sich hervorragend in der Szene aus. Also in der Reutlinger Szene. Aber vielleicht erzählst du mir mal endlich ein bisschen was von deinem Künstlerfreund, damit ich nachher bei der Ausstellungseröffnung nicht völlig ahnungslos dastehe.“

Bereits am späten Vormittag dieses Tages hatte Melinda Rosenfeldt einen Putzangriff auf ihre neue Wohnung ausgeführt. Auch das Klingelschild hatte sie ausgewechselt und war froh darüber, sich vor einigen Jahren entscheiden zu haben, den Nachnamen ihrer Mutter anzunehmen. Rosenfeldt – klang das nicht besser als Guhl?

Die weiße Tür zu ihrem Badezimmer enthielt einen Rahmen mit einer ziselierten Glasfassung. Zwei orangefarbene, luftige Gardinenstoffe säumten den Durchgang. Von ihrem Clubsessel aus gesehen fügte sich alles harmonisch zu einem gestalterischen Ganzen, musikalisch unterlegt von Jamie McCullums I'm All Over It, dessen Rhythmen ihren Körper in Schwingungen versetzten, sodass sie nun aufsprang und ihre Arme ausstreckte, um sich im Kreis zu drehen. Sie war sich bewusst darüber, dass dieser Augenblick der erste in ihrem Leben war, in dem sie sich ganz dem Gefühl hingeben konnte, Herr ihrer selbst zu sein. Sie öffnete die Badezimmertür, machte mit einer Tanzbewegung auf dem Absatz kehrt und setzte sich wieder. Nun kam auch der neue große Wandspiegel ins Spiel mit seinem breiten, fliederfarbenen Rahmen, der für ihren Geschmack genau an der richtigen Stelle hing.

Wieder stand sie auf, ging ins Bad, öffnete auch das große Fenster, das von der Decke bis auf die Höhe ihres

Bauchnabels herabreichte. Frühsommerliche Juniluft, die ihr ein sanfter Wind unter der hochstehenden Sonne entgegenfächelte. Endlich konnte sie sich etwas leisten! Eine Zweizimmerwohnung in einer erst kürzlich fertiggestellten, anonymen Wohnanlage. Sie atmete durch und ließ ihren Blick über das maßlos gelb blühende Rapsfeld gleiten bis zu den dunkelgrünen Nadelbäumen der Schönbuchausläufer am Horizont.

Was aber, wenn sie ihre neue Adresse ausfindig machten? Vielleicht sollte sie das Klingelschild wieder abschrauben! Dem Mann mit dem braunen Lederhut war alles zuzutrauen. Mirko mit seinen Kuschelhaaren. Einmal hineingefasst in seine Haarwolle und nie wieder. Wenn er denn wirklich Mirko hieß...

Sie hatte der Bauträgergesellschaft die Miete im Voraus bezahlen müssen, das heißt, ihre Mutter hatte die Miete für den Juni übernommen und ihr Geld für die Einrichtung geliehen. Am Montag würde sie ihre Stelle im Kunstmuseum antreten – und heute war erst Donnerstag. Also noch vier Tage Zeit, um ihre Wohnung weiter einzurichten.

Alles würde gut werden. Auch wenn sie erst einmal vier Wochen auf ihr erstes Geld warten müsste. Aber ein sicherer Verdienst wenigstens und endlich einmal etwas Regelmäßiges. Diesmal würde sie das durchhalten, egal wie es laufen würde mit ihrer neuen Stelle. Durchhalten müssen. Mit ihren vierundzwanzig Jahren. Ohne Ausbildung. Und jetzt endlich ein Job. In einem Museum! Danke, Papa. Danke, dass du mich ausgehalten hast. All die Jahre. Abi hingeschmissen, abgetaucht. Berlin, Amsterdam. Gekellnert und Pakete ausgefahren und geputzt – und davor das Jahr auf der Alm in der Schweiz. Ihr versteht das nicht. Ich musste das ausprobieren, ich musste mich ausprobieren. Dieser Waldenbuch-Mief, wie könnt ihr den ein Leben lang aushalten? Aber okay, jetzt bin ich wieder da. Und das mit der Nicht mal eine Postkarte tut mir leid.

Andreas strich sich mit dem Handrücken über die Stirn, während er die Straße souverän im Blick behielt.

„Matthias? Ja, was soll ich sagen?“, begann er, auf Francescas Frage einzugehen. „Wir sind in dieselbe Klasse gegangen. Ins List-Gymi. Wir hatten uns aus den Augen verloren, bis er in den Neunzigern ...“

„Ach, jetzt weiß ich, wen du meinst“, unterbrach sie ihn. „Ist das der mit den Türen?“

Tatsächlich erinnerte sie sich vage an eine Ausstellung im Reutlinger Kunstmuseum mit Werken des Freundes ihres Mannes, der Türen aus Abbruchhäusern und Scheunen abbürstete, mit Druckfarben bestrich und großformatige Holzschnitte anfertigte, deren Maserung ein expressives Farbenspiel entfaltete. Das musste allerdings schon über zehn Jahre her sein. Francesca legte die Stirn in Falten und sah ihren Mann von der Seite her an, auf dessen Gesicht nun wieder ein spöttisches Grinsen erschien.

„Was ist?“, wollte sie wissen.

„Ich wundere mich nur, dass du dir ausgerechnet das mit den Türen gemerkt hast.“

„Na ja, die hatten was für mich. Nur viel zu groß, um sie irgendwo aufzuhängen.“

„Aber sprich ihn bloß nicht drauf an. Über diese Phase ist er längst hinaus!“

Francesca verzog den Mund. Immer diese Ängstlichkeit, in ein Fettnäpfchen zu treten! Doch anstatt ihm Vorhaltungen zu machen, fragte sie:

„Und in welcher Phase befindet er sich zur Zeit?“

„Seitdem er in Berlin ist, macht er Holzobjekte. Ich hab dir doch die Einladungskarte mit der Abbildung extra auf deinen Schreibtisch gelegt oder ist die wieder in einem deiner Papierstapel verschwunden?“

Wums, das saß! Sie wusste, dass sie ihrem Mann mit ihrer Tendenz, sich auszudehnen und überall in der Wohnung kleine Nester anzulegen, auf die Nerven ging. Entschlossen

griff sie sich eine weitere Packung aus ihrer Handtasche und öffnete sie mit einem Knack an der Stelle des praktischen Knick-Packs.

Andreas ließ einen Seitenblick auf das dunkelgrüne Quadrat fallen.

„Ah, Ganze Mandel!?“ lächelte er.

„Mein letzter Ladetag“, erklärte Francesca trocken. „Ab morgen gibt’s nur noch Ananas und Rumpsteak. Auch wenn du vielleicht denkst, ich habe das nicht nötig bei meiner Figur.“

Wenn sie mich nur in Ruhe lassen!

Ein Luftzug bewegte die Gardinen sanft. Sie schlenderte in die kleine Einbauküche. Auf der marmorierten Ablage lag eine Packung Lucky Strike. Ihre Fingerspitzen nestelten an der Plastikummhüllung. Nein! Auch mit dem Rauchen musste jetzt Schluss sein! Kurzerhand warf Melinda die Packung in den Müll.

Ach ja, das Badfenster, die Flecken. Sie hatte doch beim Baumarkt den blauen Eimer besorgt. Sie zog den Eimer unter der Spüle hervor, stellte ihn ins Spülbecken, ließ heißes Wasser einlaufen. Gab eine halbe Flasche Essigreiniger hinzu. Ihr Handy vibrierte ratternd auf der Ablage unter dem Hängeschrank. Sie musste ihren Code eingeben, dann war das Klingelzeichen plötzlich weg und sie blickte auf das grüne Nachrichtensymbol. Es enthielt einen roten Marker. Sie hörte ihre Mailbox ab. Der Anrufer hatte keine Nachricht hinterlassen. Papas Nummer. Aber warum sprach er nicht? Wenn es wichtig wäre, hätte er ja draufsprechen können. Sollte sie zurückrufen und ihm sagen, dass sie gestern im Haus war? Sie bückte sich zum Mülleimer, um die Zi-

garettenpackung wieder hervorzuholen, öffnete sie, zog eine Zigarette heraus, schob die Packung in ihre Jeans und klemmte sich die Kippe zwischen die Lippen.

Jemand, der im Türrahmen stand, blies ihr Rauch zu.

Sie fuhr herum. Der Mann mit dem braunen Lederhut!

„Feuer?“

Den Bruchteil einer Sekunde starrte sie Mirko entsetzt an. Wie war er hereingekommen? Panisch packte Melinda den Eimer und schleuderte dem Eindringling das heiÙe Essigwasser ins Gesicht.

Maisgelbe Kugelkerzen in amphorenartigen GlasgefäÙen säumten den geschwungenen Treppenaufgang aus dunklen Granitplatten, der durch den parkähnlichen Garten zu der mehrstöckigen Villa in der Birkenwaldstraße hinaufführte. Auf halber Höhe schlang Francesca ihren Arm um die Hüften ihres Mannes, brachte ihn sanft zum Stehen und drehte sich mit ihm um, dem Tal zu. Ohne die Berührung seiner Frau zu erwidern, ließ Andreas es geschehen.

Das ist auch so was, dieses Hölzerne, dachte Francesca, vollführte jedoch mit der Linken eine ausladende Geste, als liege ihr von der Halbhöhenlage aus ganz Stuttgart persönlich zu FüÙen. Der Ausblick auf den Talkessel war grandios.

In diesem Moment bohrte sich der Klingelton ihres Handys in ihren Gehörgang. Sie verzog den Mund.

„Kannst du das Ding nicht ausmachen?“, nörgelte Andreas.

„Ich muss erreichbar sein, das weißt du doch!“, gab sie zurück, fummelte das Gerät umständlich aus ihrer

Handtasche und warf einen Blick auf das Display. „Lisa“, erklärte sie und nahm das Gespräch an. „Sie will wissen, wie lange sie die Pizza in den Backofen tun muss...“, erläuterte sie für Andreas.

„Ich denke, deine Mutter ist bei den Kindern?“

„Ist offenbar was dazwischengekommen.“

„Steht doch auf der Packung. Hinten!“, schulmeisterte er.

Francesca verdrehte die Augen und antwortete: „Lisa hat selber ‘nen Teig gemacht!“

Andreas gab ein Brummen von sich und Francesca erklärte ihrer Tochter geduldig, worauf sie zu achten habe. Dann beendete sie das Gespräch.

In der tief stehenden Abendsonne, es blieb gerade noch eine Stunde vom Tag, flackerten die Laternen an den Straßenzügen: kleine, orangefarbene Punkte. Einzelne Fensterreihen des hellen Quaders der neuen Stadtbibliothek leuchteten wie rechteckige, gelbliche Lampions. Lichterketten glommen an riesigen Kränen der zahlreichen Großbaustellen, an ihren Spitzen blinkten rote Sicherheitslampen. Die Hochhäuser der Uni in der Keplerstraße und der seitlich angefressene Rumpf des Hauptbahnhofs schoben sich aus matt schimmerndem Dunst. Vom Frauenkopf her lugte der Fernmeldeturm aus dem Wald, von Degerloch her der Fernsehturm. Im Nordosten schweifte der Blick über das Neckartal bis zu den blauen Höhenzügen des Schurwalds.

„Dies alles ist mir untertänig, begann er zu Ägyptens König. Gestehe, dass ich glücklich bin!“, rezitierte Andreas feierlich.

Um zu verhindern, dass ihr Oberstudienrat sich noch weiter dem Ring des Polykrates hingab, verschloss Francesca seinen Mund mit der Handfläche, sodass gerade noch ein „Schiller“ zwischen ihren Fingern hervorbrabbelte und die Ballade damit, kaum hatte sie begonnen, ein jähes Ende fand.

„Einfach nur schauen, einfach nur aufnehmen!“, forderte sie und ließ ihren Verschluss wieder von seinen Lippen gleiten. „Du bist doch eigentlich der Genießer-Typ von uns beiden!“

Andreas atmete durch und gab sich Mühe, sich dem Weichbild der Stadt schweigend hinzugeben. Doch nach wenigen Sekunden schon ergriff er ihre Hand.

„Ich glaube, wir sollten dann mal...“, rechtfertigte er sich mit einem Blick auf seine Armbanduhr.

Er drehte seinen schweren Körper wieder Richtung Villa und zog seine Frau mit sich, weiter den kerzengesäumten Treppenaufgang empor, Stufe um Stufe, bis sich nach den letzten Eschen, Douglasien und einer mächtigen Edeltanne ein imposantes Jugendstilportal in ihren Blick schob, aus dem nun gedämpfte Stimmen und Swing hörbar wurden.

Beim Klang der Musik hauchte sie wie aus dem Nichts ein Anflug von Melancholie an.

„Was hast du?“, fragte er sofort und suchte ihren Blick. Wie bei manchen Paaren, schien auch er ein seismographisches Gespür für plötzliche Stimmungswechsel zu haben. Doch Francesca winkte nur ab.

Diesmal war es Andreas, der stehen blieb, um den Sitz seiner Krawatte zu prüfen. Francesca hatte die plötzlich aufziehende Traurigkeit beiseitegeschoben und grinste ihn spöttisch an. Sie hatte ihren Mann bisher dreimal in ihrem Leben mit Krawatte gesehen. Zum ersten Mal bei ihrer Hochzeit, aber schon nach der Trauung hatte er seine Krawatte auf dem Kirchvorplatz gelockert und auf der Fahrt zum Festessen ins Handschuhfach des Wagens gestopft. Die beiden anderen Gelegenheiten, glaubte sie sich zu erinnern, waren Beerdigungen, zu denen er sich die schwarze Krawatte von einem befreundeten Kollegen geliehen hatte. Das eine Mal hatten sie einen seiner früheren Schulkameraden zu Grabe getragen und das letzte Mal einen ihrer Onkel aus ihrer weitverzweigten kalabrischen Familie.

Andreas bat seine Frau, die Autoschlüssel in ihrer Handtasche zu verstauen, dann sah er wieder auf seine Armbanduhr und Francesca entdeckte die Schweißperlen, die sich auf seiner Stirn gebildet hatten.

„Was ist?“, fragte sie. „Du musst doch keine Rede halten!“

„20 Uhr 25“, murmelte er, „gerade noch pünktlich!“, und zog sie mit sich.

Vor dem Jugendstilportal trafen sie auf eine große, gebogene, rostige Eisenplatte. Sie stand aufrecht in einem mit Kies bedeckten Beet.

Francesca ließ einen zweifelnden Blick über die Skulptur gleiten.

„Zählt dieser Schrott hier auch zur modernen Kunst?“, entglitt es ihr.

Andreas warf ihr einen düsteren Blick zu und bat sie um Zurückhaltung.

Zwei junge blonde Frauen in anthrazitfarbenen Kostümen säumten den Eingang. Sie lächelten den neuen Besuchern entgegen und boten ihnen auf silbernen Tablett Getränke an. Links Aperol-Sprizz in geeisten Gläsern, deren Ränder Orangenzesten zierten, rechts Champagner.

„Danke, ich muss noch fahren“, sagte Andreas höflich und auch Francesca gab zu verstehen, Orangensaft oder Wasser seien ihr lieber.

Sofort stellte die Dame mit dem Aperol ihr Tablett auf einem marokkanischen Mosaiktischchen ab, um in den Tiefen der Halle zu verschwinden, deren Architektur jeglichen Hinweis auf Jugendstilelemente vermissen ließ, wie Andreas registrierte – ein eher nüchterner Bauhausstil. Francesca hingegen nahm bereits eine hochgewachsene, schlanke Mittfünfzigerin im schwarzen Business-Kostüm und mit bordeaux-farbenen High-Heels-Sandaletten in den Blick, die sich von einer Gruppe plaudernder Gäste löste und eilig auf sie zuschritt.

„Warten Sie bitte einen Moment!“, flüsterte die Frau mit dem Champagnertablett ihnen zu. „Frau Sarowsky legt Wert darauf, ihre Gäste persönlich zu begrüßen!“

Sofia Sarowsky, dachte Francesca. Das war also nun die namhafte Stuttgarter Kunsthändlerin, die am künstlerischen Erfolg des einst unbekanntenen Reutlingers Matthias Erkenbrecht nicht ganz unschuldig war.

Andreas zückte seine Einladungskarte, aber da war die Galeristin schon bei ihnen und wechselte ihren opulenten Kunstkatalog in die Linke, um die Rechte frei zur Begrüßung zu haben. Ihr Blick streifte die Einladungskarte – sie winkte gönnerisch ab – und ließ ihn über Francescas eng anliegendes, weißes Sommerkleid gleiten, über dem sie eine hauchdünne, offene Strickjacke in Türkis trug.

„Beautiful!“, hauchte Sofia Sarowsky anerkennend. „Transparenz ist wieder ganz groß im Kommen diesen Sommer!“ Die große Frau strahlte Francesca durch ihre markante, schwarzgeränderte Brille von oben herab an.

Francesca zwang sich zu einem Lächeln, dachte jedoch: Und mein eigener Mann hat noch kein einziges Wort über mein Kleid verloren – während Andreas sich geschmeichelt in die Brust warf, als sei die Wirkung des Kleides sein Verdienst.

Nun wandte Sofia Sarowsky sich ihm zu.

„Haben Sie meinen neuen Serra bemerkt?“

Andreas legte die Stirn in Falten.

„Na, kommen Sie!“, reagierte die Kunsthändlerin mit gespielter Empörung. „Richard Serra! Die Eisenskulptur vor der Tür!“

Richard Serra, natürlich, fiel Andreas ein. Der bedeutendste lebende Bildhauer der USA...

„Sicher unbezahlbar“, räusperte er sich.

„Ach“, meinte Sarowsky schmunzelnd. „Kommt ganz auf Ihren Kontostand an...“

Die Blonde vom Eingang reichte ihnen das Wasser in

einfachen Gläsern. Sie erinnerten Francesca an die leeren Senfgläser, die sie zu Hause für die Kinder benutzte – ein glatter Stilbruch.

„Molinari“, stellte sich Andreas vor.

„Ach, Sie beide sind das!“, stieß die Kunsthändlerin entzückt aus. „Matthias erwartet Sie schon sehnsüchtig!“ Sie wandte den schwarzen Bürstenhaarkopf und sah sich in der imposanten Halle in der Menge der geladenen Gäste um, die sich grüppchenweise um Stehtischchen scharten und plauderten. Andreas folgte ihrem Blick, konnte seinen Schulfreund aber nirgends ausmachen.

Da betrat ein weiterer Gast den Raum: Ein hagerer Mann mit langen grauen Haaren, die er zu einem Pferdeschwanz gebunden trug. Sofia Sarowsky stürmte ihm – soweit ihre High Heels das zuließen – entgegen, begrüßte ihn mit Küsschen-Küsschen, fasste ihn am Ellbogen und nötigte ihn, sich mit dem Ehepaar Molinari bekannt machen zu lassen.

„Herr Doktor Holbein!“, stellte die Galeristin ihn vor. „Einer unserer gewichtigsten Sammler!“

Spontan reichte Andreas ihm die Hand.

„Holbein. Der Jüngere oder der Ältere?“, fragte er, anstatt sich vorzustellen.

Francesca sah betreten zur Seite. Musste er denn mit Freude in jedes Fettnäpfchen treten, das sich ihm anbot? Wenn das so weiterging, konnte der Abend ja noch heiter werden! Der Mann aber setzte ein schelmisches Grinsen auf.

„Sie sind nicht der Erste, der sich damit witzig findet“, konterte er. „Aber vielleicht kommen Sie mal in meiner Praxis vorbei. Typische Schrägstellung. Ihr Gebiss. Vielleicht kann ich was für Sie tun.“

Andreas sah ihn verblüfft an.

„Unser Doktor ist Kieferchirurg“, erläuterte Sofia Sarowsky.

Francesca konnte ein schadenfrohes Kichern nicht unterdrücken. Es wirkte ansteckend. Alle brachen in heiteres Gelächter aus. Neugierig drehten sich Köpfe der Umstehenden und aus einem der etwas weiter entfernten Grüppchen löste sich nun ein schmaler, blasser, leicht untersetzter Mann und bahnte sich gezielt einen Weg in Richtung Andreas.

„Da versteckst du dich also!“, rief er aus – und schon lagen sich die beiden Schulfreunde in den Armen und klopfen sich auf die Schultern.

Unter einem gestandenen Holzbildhauer, der schwere Türen aushängte, um sie in sein Atelier zu schleppen, hatte sich Francesca einen großen, stämmigen, bärtigen Mann vorgestellt. Einmal mehr musste sie sich eingestehen, dass die Wirklichkeit oft von dem Bild abwich, das man sich von einem Menschen machte. Das traf aber nur dann zu, wenn man dieses Bild unreflektiert mit sich herumtrug. Das war etwas anderes, als wenn sie sich als Profilerin gemeinsam mit ihren Teamkollegen aus Täterspuren und Verhaltensweisen mosaikartig einen Modellcharakter erschuf, der sich in den meisten Fällen als der Realität sehr nahe erwies.

Als sich die beiden Männer aus der Umarmung lösten, machte Francesca einen Schritt auf den Künstler zu, reichte ihm die Hand und gab zu verstehen, dass sie sich noch gut an seine Holzschnittaustellung im Reutlinger Kunstmuseum erinnern könne.

„Aber Andreas hat mir gar nichts davon gesagt“, fuhr sie fort, „dass Sie inzwischen auch malen – wohl Ihre neue Phase?!“, wobei sie mit einer ausladenden Geste auf eine Reihe großformatiger Gemälde an der Stirnwand verwies, die in sehr unterschiedlichen Stilen ausgeführt waren.

Nun war Andreas derjenige, der betreten beiseite schaute.

Matthias Erkenbrecht aber gab ein kehliges Lachen von sich.

„Die sind nicht von mir!“

Francesca sah ihn irritiert an.

„Das ist doch die Sommerausstellung der Galerie!“, belehrte Andreas sie mit strafendem Blick. „Hier werden Werke aller Künstler gezeigt, die von Frau Sarowsky betreut werden!“

„Betreut ist gut!“, spöttelte Erkenbrecht und hakte sich ungefragt bei Francesca unter, während er den linken Arm um Andreas' Schulter legte. „Kommt mit, ich zeige euch meine Kojel!“

Zu dritt bahnten sie sich einen Weg durch das zunehmende Gedränge. Erst als sie vor seinen Wandobjekten standen, zog Erkenbrecht seine Arme und Hände wieder von seinen Begleitern ab, die er nun brauchte, um die Erläuterung seiner Kunstwerke mit ausladenden Gesten zu begleiten.

Francesca trat näher an eine der Arbeiten heran: eine quadratische, rötlich schimmernde Holzplastik mit mehr oder weniger gleichmäßig zerfurchter Oberfläche und ausgefranstem Rändern. Sie schob ihre Nase an das Schildchen heran und las: Rastertopografie auf Nadelholz.

„Stopp, stopp!“, hörte sie Erkenbrechts ermahnende Stimme im Rücken. „Erst schauen, dann lesen!“

Mit einem Gesichtsausdruck, als habe man sie bei etwas Verbotenem ertappt, drehte Francesca sich zu dem Künstler um.

„Man muss eine Arbeit erst auf sich wirken lassen. Sie muss ja für sich stehen. Nicht gleich nach Erklärungen suchen!“, wurde sie nun auch von ihrem Mann belehrt.

„Gut, aber man wird doch wissen dürfen, was dahinter steckt!“, verteidigte sie sich.

Als habe er auf ein Stichwort gewartet, begann Erkenbrecht nun seinen Werkprozess mit Handeisen und Kettensäge zu erklären, nahm Rückbezug auf den farblichen Reliefcharakter seiner großformatigen Türen-Holzschnitte,

die tendenziell in den Raum gegriffen und nun eine Weiterentwicklung zum Objekt erfahren hätten, indem das Spannungsverhältnis zwischen Oberflächenbeschaffenheit und Raum endgültig zum zentralen Thema würde.

Francesca nickte brav. Völliges Neuland, dieses Abstrakte, dachte sie bei sich und musste an Bilder denken, die ihr bisher auf Anhieb gefallen hatten: Der Seerosenteich von Claude Monet bei Beyerler in Basel, Edgar Degas' Tänzerinnen im Musée d'Orsay in Paris ...

In diesem Moment betrat eine der Empfangsdamen die Kojen und bat die Anwesenden, sich bei der kleinen Bühne am anderen Ende der Eingangshalle zu versammeln. Dort sollte die Ausstellung durch einige Begrüßungsworte der Gastgeberin und mit einem kleinen Jazzevent offiziell eröffnet werden.

Francesca bedeutete Andreas, sie wolle ihn nun gerne mit seinem Künstlerfreund etwas alleine lassen, sie hätten sich sicher ja noch mehr zu erzählen. Sie hingegen wolle sich etwas zurückziehen, um noch andere Werke zu betrachten. Ihr Mann nahm es mit einem Kopfnicken zur Kenntnis und machte sich zusammen mit Erkenbrecht zu den Stuhlreihen vor der Bühne auf.

Sie gesellte sich zu den Menschen in den hinteren Reihen, die bei den ersten Worten von Sofia Sarowsky nach und nach ihre Gespräche im Flüsterton weiterführten, und ließ – während die Galeristin von der Bühne aus die Namen der an der Sommerausstellung beteiligten Künstlerinnen und Künstler aus dem Gedächtnis vortrug – ihre Blicke über das Publikum schweifen. Es scheint mir schon ein ganz eigener Menschenschlag zu sein, der sich für moderne Kunst interessiert, sie kauft, möglicherweise mit ihr handelt, ging es ihr durch den Kopf. Sie entdeckte zwei junge Frauen, die an der Seitenwand lehrend eifrig in mitgebrachte Kollegbücher schrieben – offenbar Journalistinnen. Ein Pressefotograf schob seine Kamera an die

Rednerin heran und spulte ein Gewitter von Blitzlichtern ab.

Zwei Schritte seitlich vor ihr beobachtete sie ein Pärchen, das sich immer wieder laut unterhielt. Auf Russisch? Es hörte sich so an. Er: ein bulliger Typ, der seine Partnerin um zwei Köpfe überragte, mit kahl rasiertem Schädel und in einem schlotternden hellbeigen Anzug steckend, der Francesca dennoch einen Tick zu klein erschien. Sie: eng anliegende Mini-Shorts in glänzendem Schwarz, die Füße in Plateau-Pumps mit Tigermuster, ein durchsichtiges Oberteil, die langen blonden Haare hochgesteckt und übermäßig geschminkt – etwas nuttig, wie sie fand. Rechts neben ihr ein gut Siebzjähriger im Trachtenjanker und mit ungepflegtem Vollbart, der schon zum Rotwein übergegangen war. Davor zwei junge Männer mit schlaksigen Bewegungen, die unentwegt glucksten und gurrten und von denen immer wieder amerikanische Satzbrocken an ihr Ohr stießen. Und schließlich direkt vor ihr zwei kleine Asiatinnen, die ebenso wenig wie die anderen Besucher wirklich an der Begrüßungsansprache der Kunsthändlerin interessiert schienen. Ein internationales Publikum also, resümierte Francesca, schillernd zwischen halbseiden und seriös-elegant, Banker, Industriemanager, Immobilienmakler, Akademiker, Ärzte und Studierende aus betuchten Elternhäusern.

Eine langhaarige Blonde intonierte *I've Got You Under My Skin*. Der Kontrabass gesellte sich dazu, dann das Piano und schließlich das Schlagzeug. Die ersten Paare nahmen sich spontan an der Hand und füllten bald tanzend den schmalen Raum vor der kleinen Bühne.

Francesca kämpfte sich zurück zu ihrem Mann durch, der mit Matthias Erkenbrecht plauderte.

„Darf ich Ihnen meinen Gatten für einen Moment entführen?“, sagte sie zu dem Künstler und zog Andreas mit sich auf die Tanzfläche.

Andreas stand mit hängenden Armen vor ihr und schabte mit den Füßen.

„Was ist?“, fragte Francesca. „Hast du keine Lust?“

„Ich weiß bloß nicht, was man darauf tanzt“, antwortete er und sah auf die Beine der anderen Paare. „Meinen letzten Tanzkurs, du weißt doch. Den hatte ich vor meiner Konfirmation!“

Francesca lachte und ergriff die Initiative.

Andreas blickte nach unten und bemühte sich, sich an ihre Tanzschritte anzupassen.

„Nicht so steif!“, monierte sie. „Überlass dich doch einfach dem Rhythmus! Und nicht auf den Boden sehen!“ Sie schob sein Kinn hoch.

Nach einem kurzen Versuch blieb Andreas stehen.

„Was hast du denn?“, fragte sie.

„So schnell... Ich komm da einfach nicht mit, so schnell!“

Francesca ließ seine Hände los und versuchte, ihre Enttäuschung mit einem Lächeln zu überspielen.

„Dann warten wir eben auf etwas Langsameres“, sagte sie und schmuggelte sich wieder mit ihm zurück zwischen das umstehende Publikum.

Matthias Erkenbrecht klatschte in die Hände und fasste seinen alten Schulfreund am Arm.

„Darf ich Ihnen Ihren Gatten wieder abnehmen?“, sagte er zu Francesca. „Ich glaube, als Gesprächspartner ist er besser denn als Tänzer ...“

Erkenbrecht schob Andreas in Richtung seiner Koje und Francesca, die an diesem Abend keine Lust verspürte, von einem anderen Mann aufgefordert zu werden, zog sich zurück, um von weiter hinten im Saal der Musik zu lauschen.

Nach einer halben Stunde jedoch schloss die Combo ihr Tanzprogramm ab und wechselte zu Freestyle-Improvisationen. Francesca beschloss, in eine der anderen Kojen zu flüchten. Free Jazz gehörte zu den wenigen

Musikrichtungen, mit denen sie wenig anfangen konnte. Im Gehen suchte sie mit einem Seitenblick nach ihrem Mann. Andreas befand sich inzwischen in einem offenbar amüsanten Gespräch mit einer großen, schlanken und attraktiven, offenbar sehr jungen Frau mit fülligem, langem schwarzem Haar. Jetzt lachten beide auf und die Dame, die zudem ein geschmackvolles, tief dekolletiertes Abendkleid trug, berührte ihn kurz an der Schulter – etwas allzu vertraut dafür, dass sie sich doch eben erst kennengelernt hatten, dachte Francesca, aber es gab solche leicht distanzlosen Frauen ...

Als sie die Koje betrat und sich umsah, nahm sie plötzlich die Stille wahr, die sie – zumindest visuell – hier umging. Wie ein Fries umgab sie rundum eine lange Reihe schmaler, etwa postkartengroßer, zarter Bilder. Abstrakt zwar. Und doch schien eine unendliche Ruhe von den pastellfarbenen Flächen auszugehen, als befänden sie sich in einem immerwährenden, gleichgültigen und zugleich meditativen Schwebestand. Francesca rückte ihr Gesicht an das Schildchen am Kojen-Eingang: Antonio Calderara, Serigrafien, 1976, m. Blei monogrammiert, datiert. Daneben war auf einem gesonderten Schildchen ein Text des Künstlers zu lesen: „Colore, no materia, superamento della materia.“

„Können Sie damit etwas anfangen?“, hörte sie plötzlich die Stimme der Galeristin hinter sich und wandte sich um.

„Klar, ich bin doch Italienerin!“, antwortete sie nicht ohne Stolz und nach kurzem Zögern: „Das heißt, ich bin in Deutschland aufgewachsen, aber meine Eltern stammen aus Kalabrien. Serigrafien – was heißt das?“

„Siebdrucke, auch für den kleineren Geldbeutel erschwinglich.“

„Und, darf ich fragen, was so ein Bild kostet?“

„Es sind sechs Exemplare in einer Mappe. Wir haben sie nur für die Ausstellung auseinandergenommen. Vielleicht möchten Sie die Mappe einmal einsehen?“